



Flüchtlinge, so weit das Auge reicht: Nach Tschad sind rund 780 000 Menschen vor dem Krieg in Sudan geflohen.

DAN KITWOOD / GETTY

Stell dir vor, es ist Krieg, und niemand schaut zu

Die Welt blickt auf die Ukraine und nach Gaza. Sudan wird kaum Aufmerksamkeit geschenkt. Dabei tobt dort der brutalste Konflikt der Gegenwart. Nicht nur die Waffen, auch der Hunger tötet. **Von Christian Putsch, Adré, Tschad**

Hochschwanger stürzte Huda A. zu Boden, als im Nachbarhaus eine Bombe einschlug und vier Kinder tötete. In diesem Moment beschloss sie zu fliehen. Und von diesem Plan liess sie sich auch nicht abringen, als sie wenige Tage später ein Baby auf die Welt brachte, das viel zu schwach zum Schreien war.

Mitten in der Nacht quetschten sie sich in den Geländewagen ihres Nachbarn, sie, ihr Mann und die sieben Kinder, und fuhren los, von der sudanesischen Grossstadt Omdurman Richtung Tschad. 1400 Kilometer sind es bis zur rettenden Grenze. Drei Monate brauchten sie bis hierher, ins Flüchtlingslager der Wüstenstadt Adré.

Nun sitzt die Krankenschwester, 35, im Schlamm. Der Vorschlag, den sie und ihr Mann aus Zweigen und Plastikplanen basteln mussten, bietet mitten in der Regenzeit nicht genug Schutz vor den Wassermassen. Dafür sind sie vor den Schüssen und Bomben sicher. Endlich. Der Hunger aber ist geblieben. Ebenso die Angst vor dem Tod. Die Ärzte haben ein Loch im Herzen ihres Babys gefunden. Sechs Monate blieben dem kleinen Jungen, sagen sie, eher weniger.

Seit siebzehn Monaten kämpfen die paramilitärischen Rapid Support Forces (RSF) gegen die regierende Armee der Sudanese Armed Forces (SAF). Es ist der zurzeit brutalste Krieg dieser Welt, die grösste humanitäre Krise, ein gigantisches Somalia. Zehntausende sind in den Kämpfen umgekommen, viel mehr noch sterben an den Folgen von Ernteausfällen und fehlender medizinischer Versorgung, inzwischen wird von 150 000 Toten ausgegangen. Gleichzeitig sind rund zehn Millionen Menschen vertrieben worden. 2 Millionen sind in die fragilen Nachbarländer geflohen, vor allem nach Tschad, einem der ärmsten Länder der Welt.

Hier, an der Grenze zu Sudan, verteilen sich auf etwa acht Lager inzwischen schon 780 000 Flüchtlinge, Frauen vor allem, Kinder, aber auch Männer. Hudas Augen sind verweint, ihre Schritte schwer. Sie gehört zu den Massalit, einer

fast ausschliesslich als Kleinbauern arbeitenden Volksgruppe in Sudans westlicher Region Darfur, an denen die RSF seit Kriegsbeginn enorme Massaker verüben. Nicht zum ersten Mal: Im Jahr 2003, als arabisch geprägte Hirten ihren Landkonflikt mit afrikanischen Bauern auch mit Massmorden und Vertreibungen lösen wollten, blickte die ganze Welt auf Darfur. Diesmal schaut die Welt weg. Die Politik interessiert sich nicht. Die vorhandenen Mittel für die humanitäre Hilfe sind viel zu gering.

Huda und ihre Familie sind vor einigen Wochen in diesem sogenannten Transitlager am Stadtrand von Adré angekommen. Von hier sollten sie eigentlich nur weitervermittelt werden in Camps mit besserer Infrastruktur und Unterkünften. Aber die Behörden und Hilfsorganisationen sind angesichts der Menschenmassen vollkommen überlastet. So sitzen hier viele schon über ein Jahr fest und versuchen, sich eine Art Zuhause zu zimmern mit Planen aus Hilfspaketen und Ziegelsteinen. Sie versuchen, einander aus diesem Horror zu helfen, indem sie alles sauber halten und die knappen Lebensmittelrationen mit Neuankömmlingen wie Huda teilen. Solange ihre Registrierung nicht abgeschlossen ist, kann sie nichts beziehen. «Ich danke Gott, dass ich den Krieg verlassen konnte», sagt sie, «der Hunger aber begleitet uns auch hier.»

Fehlende Lieferungen

Die Vereinten Nationen mussten die Rationen jüngst auf 1100 Kalorien pro Tag und Person reduzieren. Dabei wären 2000 Kalorien das Minimum. Hier in Adré wurden letztmals Mitte August Getreide, Hülsenfrüchte, Öl und Salz verteilt. Familien erzählen, dass die monatlichen Lieferungen nicht regelmässig ankommen. In Aboutengue, einem weiteren Flüchtlingslager, berichten Bewohner, dass sie seit Juli keine neuen Monatsrationen mehr bekommen hätten.

Krieg in Sudan Flüchtlingslager an der Grenze zu Tschad



Mit der Regensaison ist es schwieriger geworden, die Güter zu transportieren. Lastwagen kommen in den ausgewaschenen Lehmstrassen nur langsam voran, Flugzeuge müssen unter erschwerten Bedingungen landen. Die Vereinten Nationen wollen nun mit Bargeldzahlungen an die Flüchtlinge beginnen, doch es gibt Sorge vor einer Überlastung des Marktes. Das würde zu Preisanstiegen für die lokale Bevölkerung führen. Und damit zu Konflikten.

Im Schatten der Kriege in Gaza und in der Ukraine vernachlässigen die Geberländer diese Nothilfe sträflich. Gemäss den Vereinten Nationen sind nur 40 Prozent der Hilfsmassnahmen für die sudanesischen Bevölkerung finanziell gedeckt. Und es fehlt auch in den Nachbarländern an Geld, um die Flüchtlinge zu unterstützen. Selten wurde eine so grosse Katastrophe derart konsequent ignoriert.

Gefoltert und misshandelt

Nach Angaben des United Nations Human Rights Council begehen beide Kriegsparteien Menschenrechtsverletzungen. Gemäss Human Rights Watch werden auf beiden Seiten Menschen gefoltert und misshandelt, Leichen werden verstümmelt.

Diese Art von Gewalt drohte auch Huda und ihrer Familie, als sie vor wenigen Wochen auf der Fahrt nach Tschad von RSF-Kämpfern überfallen wurden. Die Männer stahlen das Benzin. Dann wollten sie von Hudas Ehemann wissen, ob sie Massalit seien. Hätte er Ja gesagt, wären sie getötet worden, wie so viele vor ihnen. Insbesondere für Männer der Massalit waren solche Checkpoints Todesfallen, da sie zu Beginn des Krieges noch mit der staatlichen Armee gegen die RSF gekämpft hatten. «Nein, wir gehören zu den Tama, nicht den Massalit», behauptete Hudas Mann. Weil keiner der Patrouille den Tama-Akzent kannte, überlebten sie.